

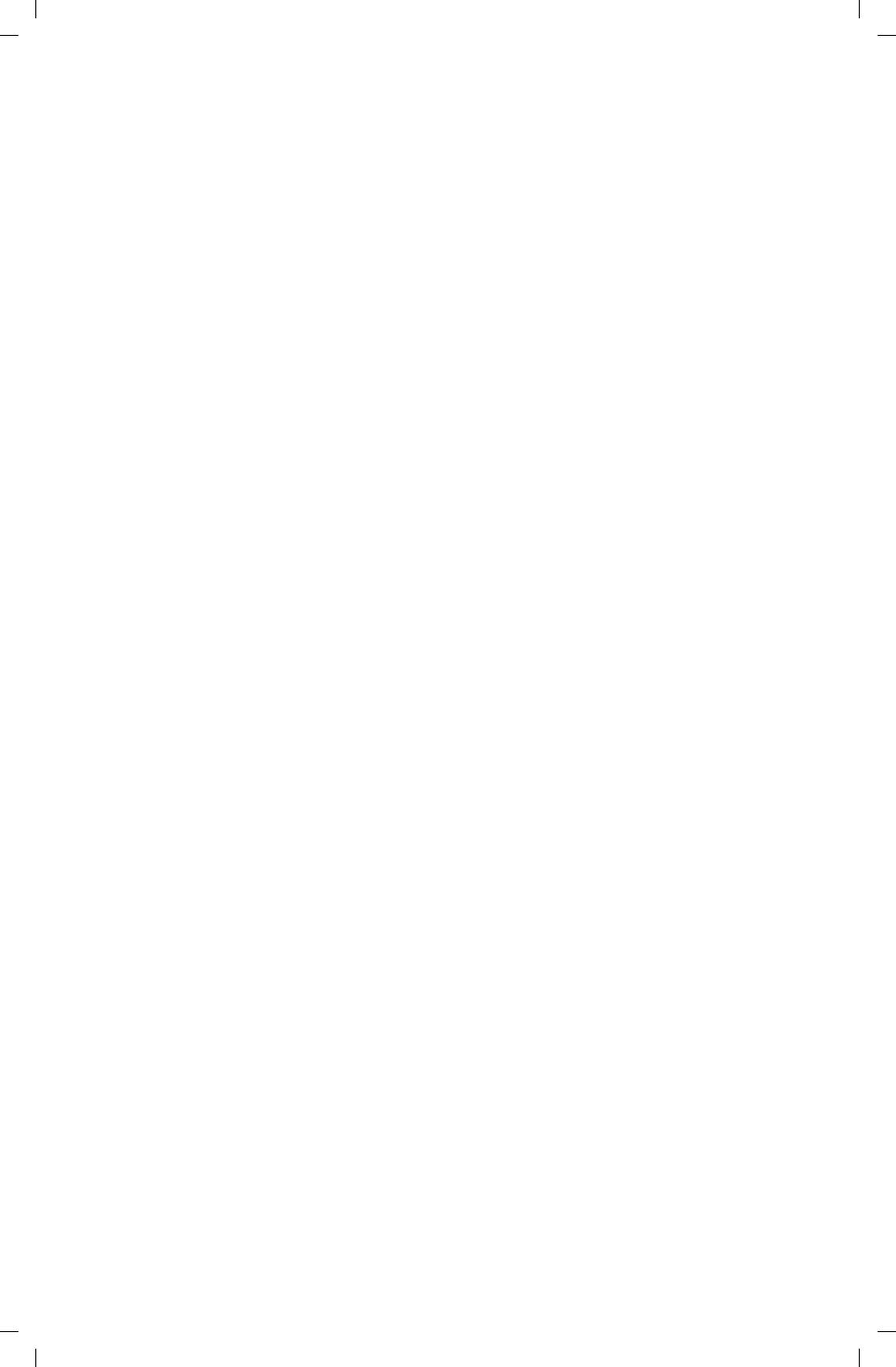
Samuel Beckett

Suhrkamp

Briefe ¹⁹⁵⁷
1965

Wünsch Dir nicht,
daß ich mich ändere

SV



SAMUEL BECKETT

*Wünsch Dir nicht,
daß ich mich ändere*

BRIEFE 1957-1965

Herausgegeben von George Craig (Editor),
Martha Dow Fehsenfeld (Founding Editor),
Dan Gunn (Editor) und
Lois More Overbeck (General Editor)

Für die deutschsprachige Ausgabe übersetzt
und eingerichtet von Chris Hirte

Suhrkamp Verlag

Titel der 2014 im Verlag Cambridge University Press, Cambridge, veröffentlichten
Originalausgabe: *The Letters of Samuel Beckett, Volume III: 1957-1965*

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2016

© The Estate of Samuel Beckett 2014

Einführung und Anmerkungen:

© George Craig, Dan Gunn, Martha Dow Fehsenfeld
und Lois More Overbeck 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42557-2

Wünsch Dir nicht, daß ich mich ändere



Novy 17.2.62

Cher amis

merci beaucoup de votre lettre
devenue si intéressante et si utile
justement et si utile
Faut d'avoir pu le lire.
Si les deux lettres, merci
c'est si intéressant.

C'est bien que la Commission
soit devenue. Dites-moi
un peu si vous avez besoin
de fin en attendant les
résultats. Je pense qu'il
y a été de l'argent par
d'autres. La question de
me faire un peu, mais la
je n'ai pas de temps. Je n'ai
pas à penser à ce que la

Commission de
l'Organisation, pas encore, mais
séparément en français, mais
si tout est en français.
C'est une merveille. C'est
comme une merveille. C'est
quelque chose d'unique, c'est
tout le français, c'est
aussi, mais comment.

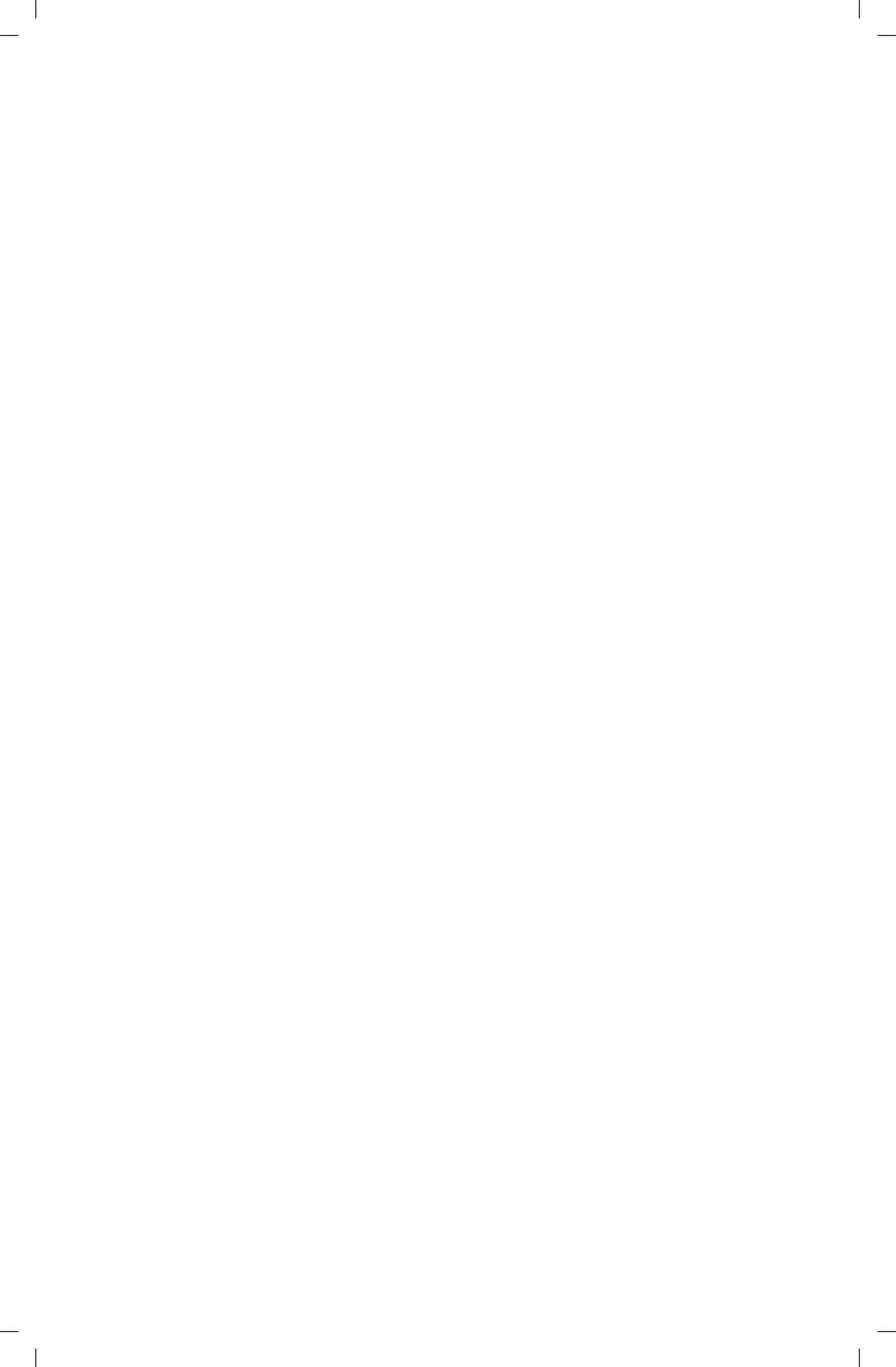
Il n'y a rien de la
Commission, j'ai écrit
à propos de l'Organisation. C'est
deux, un français, un
français. C'est à l'Organisation
de la Commission.
C'est à l'Organisation.
C'est à l'Organisation.
C'est à l'Organisation.

Samuel Beckett, Brief an Avigdor Arikha und Anne Atik, 17. Februar 1962



INHALT

Einführung	11
Vorwort von George Craig	25
Dan Gunn, Einführung zu diesem Band	37
Chris Hirte, Vorbemerkung des Übersetzers	74
Briefe 1957-1965	85
Kurzporträts	813
Verzeichnis der Adressaten	826
Verzeichnis der Vornamen	828
Verzeichnis der in diesem Band erwähnten Texte Becketts .	830
Verzeichnis der Abkürzungen und Archivquellen	839
Verzeichnis der Abbildungen	843
Danksagung	845
Bibliographie und Internetquellen	854
Register	873



EINFÜHRUNG

Der dritte Band der Briefe Samuel Becketts aus den Jahren 1957 bis 1965 zeigt einen Autor, der, überrascht vom weltweiten Erfolg seiner Stücke, zunehmend das Medium der brieflichen Verständigung nutzt, um gegenüber Freunden und der ständig wachsenden Schar von Kollegen und Mitarbeitern seine Gedanken, Absichten, Vorhaben, auch Hoffnungen zu artikulieren – ebenso wie Überlegungen und Selbstzweifel, die vor allem um die Probleme seines Schaffens kreisen. Im Unterschied zum zweiten Band dieser Ausgabe, der nach der großen Zäsur der Kriegsjahre einsetzt (in denen Becketts briefliche Korrespondenz fast völlig zum Erliegen kam), fügt sich dieser dritte nahtlos in die Kontinuität eines Ruhms, der vom Welterfolg seines Dramas *Warten auf Godot* getragen wird und – all seinen Unmutsbekundungen zum Trotz – durch die zwei nachfolgenden großen Stücke weitere Nahrung erhält. *Endspiel*, das 1957 bereits fertig vorliegt, erlebt in diesem Jahr seine Uraufführung; der Werdegang von *Glückliche Tage* läßt sich hier über Jahre verfolgen – von der Entstehung bis zum Zustandekommen der Inszenierungen, an denen Beckett Anteil nahm. Der Dramatiker, bekannt auch für seine schwierigen und düsteren Romane, macht sich daran, seine eigenen Bücher zu übersetzen, vom Französischen ins Englische, vom Englischen ins Französische; er schreibt weitere kurze Prosatexte, dann einen Roman, der noch schwieriger ist als alles, was ihm vorausging, und nach langwierigen Überlegungen und Diskussionen den Titel *Wie es ist* erhält. Er fürchtet, daß diese Art zu schreiben nun vollends unverständlich ist, doch für ihn ist es der erste entscheidende Schritt über den Totpunkt hinaus, auf dem er nach dem Abschluß seiner Romantrilogie (die er, wie wir aus seinen Briefen erfahren, nicht als »Trilogie« bezeichnet wissen wollte) gelangt war. Nach Jahren, die er als Stagnation und innere Blok-

kade erlebte, nimmt sein Schaffen wieder Fahrt auf, er probiert neue Medien aus, nach dem Rundfunk nun auch den Film und später das Fernsehen.

Auch sonst sind es ereignisreiche Jahre für Beckett – es häufen sich die Inszenierungen, die Reisen und die Besuche bei ihm, die Buchveröffentlichungen, Übersetzungen, Neuerungen –, so daß es für die Leser dieser Briefe manchmal schwer wird, die Übersicht zu behalten. Es gibt zumindest zwei Themen, die hier Erwähnung verdienen, auch deshalb, weil sie in den Briefen nur sporadisch auftauchen und fast nie in einer Weise, die Beckett selbst zu einem Überblick ermuntert. Das erste Thema betrifft die gesundheitlichen Probleme, die ihn mit dem Eintritt ins sechste Lebensjahrzehnt vermehrt belasten. Die Zähne machen ihm zu schaffen, nach einem Sturz bricht er sich mehrere Rippen, aber am härtesten trifft ihn, den Schriftsteller, das Nachlassen seiner Sehkraft. Die Beschwerden werden nicht weniger, in den vier Jahren bis zur Verleihung des Nobelpreises 1969 nehmen sie noch weiter zu, doch erwähnt werden müssen sie auch deshalb, weil Beckett, anders als in jungen Jahren, als seine körperlichen Befindlichkeiten ein zentrales Thema seiner Briefe waren, jetzt nur noch selten und dann meist beiläufig und scherzend auf seinen Gesundheitszustand zu sprechen kommt.

Wer die Archive aufsucht, um Becketts Briefe im Original zu lesen – oder versucht, sie zu entziffern –, wird schnell feststellen, daß die nachlassende Sehkraft zusätzlich zur schlechten Lesbarkeit seiner Handschrift beigetragen hat. Nicht, daß sie zuvor deutlich besser war: Doch er war sich seiner »Sauklaue« bewußt und gab sich sichtlich Mühe, deutlich zu schreiben oder, besser noch (zumindest aus Lesersicht), die Schreibmaschine zu benutzen, während seine Schrift jetzt oft – die Briefe an Barbara Bray in diesem Band, fast alle handgeschrieben, bieten dafür die extremsten Beispiele – so sehr zu fließenden Linien verflacht, daß Zweifel erlaubt sind, ob er selbst noch in der Lage war, sie eindeutig zu entziffern. Tatsächlich gibt er es selbst zu, als er am 17. Oktober 1959 einen Brief an Barbara Bray beginnt und ihr schon nach wenigen Zeilen mitteilt:

»An dieser Stelle des Briefs beginnen meine Augen zu versagen, ein altes Leiden. Das bedeutet ein paar Stunden milde Migräne und Halbblindheit. Weiß nie, warum das passiert. Ich mache trotzdem weiter, brauche keinen klaren Blick auf das, was ich schreibe.« Daß Beckett deutlich schreiben konnte, wenn er wollte, ist durch die hier versammelten Briefe belegt, die ihre Adressaten sämtlich erreichten. Die Anschriften auf den Umschlägen sind fast durchgängig gut lesbar, aber das Entziffern des Inhalts hat den Herausgebern Schwierigkeiten ungekannten Ausmaßes bereitet und verschlang Stunden, Tage und Wochen der Prüfung, der erneuten Transkription und Prüfung, Gegenprüfung und erneuten Gegenprüfung – manchmal fast am Rande der Mutmaßung.

Das zweite übergreifende Thema, das hier kurz erwähnt werden soll, ist kein *privates*, und es wird nur selten in den Briefen angesprochen, eigentlich nur dann, wenn Beckett Sorge um einen Freund äußert. Einerlei, ob man den Beginn des Algerienkriegs im Jahr 1954 ansetzt oder später: für die Bewohner von Paris, zu denen Beckett zählte, waren diese Jahre von gewaltsamen Konflikten geprägt, die sich zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen ausweiteten. Sicher war nichts davon mit dem zu vergleichen, was Beckett in den Jahren 1940 bis 1945 erlebt hatte, aber man könnte die Hälfte der Jahre, um die es hier geht, gleichfalls als Kriegsjahre bezeichnen.

1954 wurde Frankreich zunehmend mit den Unruhen in Algerien konfrontiert, die sich zu einem regelrechten Krieg zwischen der französischen Armee und der FLN (Front de Libération Nationale) entwickelten. Der demütigende Verlust der Kolonien im damaligen Indochina (Kambodscha, Laos, Vietnam), besiegelt durch die Niederlage von Dien Bien Phu im Mai 1954, war noch nicht verwunden, und Algerien galt seit 1875 als französisches Staatsgebiet, dessen Verlust vielen Franzosen unvorstellbar schien. Die Regierung zeigte sich unfähig, die Lage in Algerien zu kontrollieren, und Anfang 1958 kursierten Gerüchte von einem bevorstehenden Militärputsch gegen die Pariser Regierung (angefacht von Ankündigungen, die dem Fallschirmjägergeneral Massu zugeschrieben

wurden, der berühmt dafür war, eine dieser Ankündigungen mit den Worten »Ich, General Massu« eingeleitet zu haben, womit er eine historische Rede Generals de Gaulle von 1940 aufgriff, die begonnen hatte mit »Ich, General de Gaulle«. Auf dem Höhepunkt der Spannungen im Mai 1958 übernahm General de Gaulle die Macht, wie er es schon in den Wirren von 1944 getan hatte. Sein militärischer Rang und sein makelloser Ruf sorgten für Beruhigung, doch der algerische Unabhängigkeitskrieg war damit nicht beendet. Als klar wurde, daß er nicht zu gewinnen war, zogen sich viele Siedler (genannt »*pieds noirs*«) verbittert nach Frankreich zurück, im Glauben, von der eigenen Regierung im Stich gelassen worden zu sein. Mit diesem Glauben waren sie nicht allein.

Zwei Faktoren sorgten für neue Erregung. Der eine war der Beweis für den massiven Einsatz von Folter durch die französische Armee. Eine erste Überblicksdarstellung (Henri Alleg, *La Question*) wurde 1958 von Jérôme Lindon bei Éditions de Minuit veröffentlicht, gefolgt von *La Gangrène* (1959), einer Sammlung von Berichten gefolterter algerischer Studenten, die ebenfalls bei Minuit erschien. Beide Bücher wurden von der Justiz beschlagnahmt. Am bekanntesten aber wurde das bereits 1957 erschienene Buch *Lieutenant en Algérie* von Jean-Jacques Servan-Schreiber, Chefredakteur der Zeitung *L'Express*, der zum Armeedienst in Algerien eingezogen worden war. Angesichts erdrückender Beweise spaltete sich das Land (in einer Weise, die unselig an die Dreyfus-Affäre erinnerte) in konservative Unterstützer des Militärs und in seine Kritiker, die sich vor allem unter den Intellektuellen fanden. Das »Manifest der 121«, unterzeichnet von namhaften Künstlern und Intellektuellen, machte die Gegensätze deutlich und schürte die Empörung unter den Konservativen.

Der andere wichtige Faktor war die Reaktion der »*pieds noirs*«. Die Militantesten unter ihnen gründeten die Terrororganisation OAS (Organisation Armée Secrète). Die Bombenanschläge auf Franzosen, die man für Sympathisanten der algerischen Sache hielt, zeigten, wie weit die OAS zu gehen bereit war (selbst de Gaulle wurde nicht verschont; das gescheiterte Attentat im Film *Der Scha-*

kal bezog sich auf Tatsachen). Im Visier befanden sich auch Lindon und sein Verlag Éditions de Minuit (Lindon mußte sich wegen Untergrabung der militärischen Moral vor Gericht verantworten) und waren in der Folge von Bombenanschlägen betroffen. Ähnliche Anschläge galten Akademikern wie Jean-Jacques Mayoux. Beide Männer waren mit Beckett befreundet, beide waren keine politischen Aktivisten, beide ließen sich von ihren Überzeugungen leiten. Die öffentliche Austragung der politischen Konflikte offenbarte einen weiteren Faktor: den fast unausrottbaren Linkenhaß der Polizei. Selbst konservative Tageszeitungen wie *Le Figaro* berichteten von dem Eifer, mit dem die Polizei auf linke Demonstranten losging.

Auch der notorisch »unpolitische« Beckett kommt nicht an der Tatsache vorbei, daß in jenen Jahren Terror herrschte, nicht nur in Paris. Die Erinnerungen an die deutsche Besetzung waren noch frisch, zumindest bei denen, die sie erlebt hatten; in der Hauptstadt war es wieder gefährlich, auf die Straße zu gehen, und die Lage im Land war besorgniserregend. Dies blieb so bis 1962, als Algerien mit den Verträgen von Évian in die Unabhängigkeit entlassen wurde. Der Krieg war zu Ende, aber nicht die politische Polarisierung in Frankreich. Beckett reflektiert die angespannte Lage, wenn er etwa an Pinget schreibt: »Grauensvolle Woche, ständig mit Europe 1 im Ohr«, oder im Jahr darauf an Barbara Bray: »Hier offenbar alles wieder ruhig. Panzer etc. verschwunden. Großer Seufzer der Erleichterung gestern abend bei Rückkehr vom Odéon und Hören der Nachrichten im Radio.«¹ (Die Bemerkung »Panzer verschwunden« dürfte dabei als eine seiner markantesten Untertreibungen gelten.) Es gab konkrete Anlässe für Befürchtungen. In einem verzweifelten Versuch, der französischen Regierung die Verfügungsgewalt über Algerien zu entreißen, putschten am 22. April 1961 vier ranghohe Offiziere und verkündeten, Algerien unterstehe jetzt ihrem alleinigen Befehl: die Generäle Challe, Salan, Zeller und Jouhaud. General de Gaulle rief den Notstand aus und warnte die französische Bevölkerung vor möglichen Angriffen. Er fand breite Unterstützung, auch in der Armee, und Challe kapitulierte am 26. April.

Drei Faktoren zum Verständnis jener Jahre sind wesentlich: a) das allmähliche Erstarken der militanten FLN nach erbitterten Richtungskämpfen unter algerischen Gruppierungen und insbesondere ihr gewaltsamer Widerstand gegen die Behandlung algerischer Immigranten durch Frankreich, b) auf französischer Seite die ähnlich gewaltsame Behandlung von Algeriern, die sich gegen die Regierungspolitik wandten und c) die wachsende Bedeutung der mindestens ebenso gewaltsamen OAS mit ihrer Ablehnung einer algerischen Unabhängigkeit vor und – noch vehementer – nach der Unterzeichnung der Verträge von Évian, dem offiziellen Kriegsende. Die Proteste der Opposition waren, wenn auch heftig, so doch gewaltfrei: Briefe, Demonstrationen, Artikel und Leitartikel in der Presse, Bücher. Jeder Tag brachte neue Gewalt und neue Reaktionen, nicht nur von den Journalisten, Akademikern und Schriftstellern, auch von Geistlichen, Lehrenden, sogar Soldaten. Ihre Bekenntnisse finden sich in dem bewegenden Buch *Les belles lettres*, das von Charlotte Delbo zusammengestellt wurde, einer Auschwitz-Überlebenden, und bei Éditions de Minuit erschien. Zu den Autoren zählten unter anderen auch Jean-Paul Sartre, Claude Simon und Graham Greene. Das war die Welt, in der Beckett lebte und arbeitete, und sicher ist in dem Titel des Romans, den er zu der Zeit schrieb, auch ein bitterer Zeitbezug zu vermuten: *Wie es ist*.

RECHERCHE FÜR BAND 3

Da Becketts Briefkontakte in der hier erfaßten Zeitspanne weiter gestreut sind als zuvor, mußten die Herausgeber vermehrte Anstrengungen unternehmen, um die betreffenden Briefe zu lokalisieren, die behandelten Themen zu gewichten und erwähnte Drittpersonen zu ermitteln. Über die Hilfe der zahlreichen Bibliotheken und Archive hinaus, die in der Danksagung benannt werden, konnten sie nun öfter als für die Bände davor – aus Gründen, die auf der Hand liegen – auch auf die direkte Hilfe der Empfän-

ger rechnen. Der Maler Avigdor Arikha zum Beispiel verwendete in den zwei Jahren vor seinem Tod 2010 sehr viel Zeit und sein gutes Erinnerungsvermögen darauf, bei der Erschließung des Inhalts der an ihn gerichteten Beckett-Briefe zu helfen – eine Arbeit, die dann von seiner Witwe, der Dichterin Anne Atik, fortgesetzt wurde. Judith Schmidt arbeitete im Archiv von Grove Press an der Syracuse University mit den Herausgebern zusammen, bevor die Verlagsarchivalien vollständig katalogisiert waren. Das war besonders hilfreich, da sie über die verschiedenen Stadien der Herstellung im Verlag Bescheid wußte; Becketts Briefe fanden sich verstreut in den Akten zu Übersetzung, Herstellung, Öffentlichkeitsarbeit, Lizenz- und Aufführungsrechten.

AUSWAHL, DARBIETUNG UND KOMMENTIERUNG

Die Prinzipien, von denen sich die Herausgeber bei der Auswahl der Briefe leiten ließen, sind im ersten Band ausführlich erörtert worden. Dennoch ist ein Hinweis angebracht, wie sich diese Prinzipien im vorliegenden Band auswirken, dem eine ungleich größere Materialbasis zugrunde liegt. Während der erste Band etwa 60 Prozent des Gesamtkorpus der Jahre 1929 bis 1940 erfaßte, der zweite Band für die Jahre 1941 bis 1956 etwa 40 Prozent, liegt dieser Anteil jetzt nur noch bei knapp über 20 Prozent. Lesern, die Zugriff auf jedes von Beckett geschriebene Wort haben möchten, wird es schwerfallen, das zu akzeptieren. Oder sie sehen sich veranlaßt, ihre Phantasie zu bemühen, wie es in gewissen Rezensionen zum zweiten Band geschah, um sich eine Vorstellung vom Inhalt der fehlenden Briefe zu machen: Becketts Kriket-Briefen, seinen Liebesbriefen, den Briefen an seine Frau und so weiter. Daher gilt es hier zu konstatieren, daß die Herausgeber die Option einer vollständigen Briefedition nicht hatten (auch aus dem einfachen Grund, daß nach wie vor neue Briefe ans Licht kommen), daß zweitens keine Briefe unterdrückt wurden und kein solches Ansinnen an die Herausgeber herangetragen wurde und daß drittens (entgegen

der Annahme mancher Kritiker der bisher veröffentlichten Bände) die vorliegende Ausgabe niemanden daran hindert, selber die Archive aufzusuchen, in denen die meisten Beckett-Briefe verwahrt werden. Es sei hier wiederholt, daß die Herausgeber nicht darüber entschieden, was aus der Auswahl auszuschließen, sondern darüber, was in sie *aufzunehmen* sei. Aufgrund der Materialfülle beschlossen sie, den ursprünglich für diesen Band vorgesehenen Zeitraum 1957 bis 1967 um zwei Jahre auf 1957 bis 1965 zu verkürzen.

Die Ausgabe folgt Prinzipien, die der Autor selbst vor seinem Tod festlegte, als er darum bat, daß Briefe ausgewählt werden sollten, die »für mein Schaffen von Belang sind«. Man kann zwar endlos über den Geltungsbereich dieser Aussage streiten, zumal bei einem Autor, für den das Schaffen so sehr Lebensinhalt war, daß Leben und Werk nicht mehr zu trennen sind, doch sicher ist, daß für die Auswahl keinerlei andere, versteckte Kriterien zugrunde gelegt wurden. Auch eine vierbändige Ausgabe kann nur eine begrenzte Zahl von Briefen aufnehmen, und da es in Bezug auf den zweiten Band zu Spekulationen kam, sei hier noch einmal (wie schon dort) festgestellt: Wenn keine Briefe an Suzanne Deschevaux-Dumesnil zu lesen sind, so liegt das nicht daran, daß sie, weil zu privat oder enthüllend, von den Herausgebern oder der Familie Beckett zurückgehalten wurden, sondern schlicht daran, daß diese Briefe nach bestem Wissen der Herausgeber und der Familie nicht existieren. Daß ihr Beckett Briefe schrieb, unterliegt keinem Zweifel; daß diese Briefe nicht mehr existieren, kann als sicher oder zumindest sehr wahrscheinlich angesehen werden.

Für ihre Auswahl haben die Herausgeber das »Schaffen« in erster Linie als *literarisches* Schaffen verstanden. Denn eine Begleitscheinung seines Ruhms ist eine wachsende Korrespondenz, die sein Schaffen nur am Rande betrifft: Briefe an Agenten und Verleger, die er kaum kennt, an Schauspieler, die er nie getroffen hat, an Fragesteller, die alles mögliche von ihm erfahren möchten, ohne daß er den Wunsch verspürt, ihnen eine Antwort darauf zu geben. Eine große Zahl der nicht aufgenommenen Briefe fällt unter diese Kategorie: Sie handeln von Dingen, an denen Beckett wenig Inter-

esse hatte, für die er sich nicht zuständig oder kompetent fühlte: Vertragsfragen, Gebühren, Honorare, Manuskriptverkäufe und so weiter. Man kann nicht sagen, daß solche Briefe gänzlich ohne Interesse sind, zumal sie wertvolle Informationen zu den aufgenommenen Briefen liefern. Doch ihre Bedeutung als eigenständige literarische Zeugnisse wurde geringer veranschlagt als die der vielen anderen Briefe, die in engerem Sinne für sein Schaffen von Belang sind.

Weniger eindeutig abzugrenzen und Thema vieler Briefe – aufgenommen oder nicht – sind nicht die literarischen Werke als solche, sondern die Bedingungen ihres Entstehens und ihrer Verbreitung. Das kann Überlegungen zu Buchumschlägen und Illustrationen betreffen, zu Schriftgrößen oder Layouts, die Auswahl eines Schauspielers für eine bestimmte Rolle, eines Regisseurs oder eines Theaters und Entscheidungen über tausend kleine Dinge, da Beckett mehr und mehr in Fragen der Inszenierung seiner Stücke hineingezogen wird, die aus einem dramatischen Text ein Bühnengeschehen machen. Die Zahl der Briefe, die sich in dieser Zeit mit Theaterdingen beschäftigen, ist entsprechend groß. Die Herausgeber haben sich um eine repräsentative Auswahl und eine narrative Kontinuität (die den kommentatorischen Aufwand gering hält) von Briefen bemüht, die Becketts wechselnde Haltungen belegen, bis hin zu einer vertieften Bindung ans Theater (schwankend zwischen hingerissener Begeisterung und maßloser Wut auf die ganze Theaterwelt), und offenbaren, wie stark er sich emotional an Personen bindet – seine bevorzugten Darsteller, aber auch Produzenten, Regisseure, Bühnenbildner –, die ihrerseits mit Leidenschaft fürs Theater leben.

Zum Glück gibt es neben all diesen nach außen gerichteten Tätigkeiten auch das stille Arbeiten im Zimmer, auf dem Papier, das meist in dem kleinen Haus in Ussy stattfindet, wohin sich Beckett am liebsten zurückzieht. Wie in der Einführung speziell zu diesem Band beschrieben, sind dies Jahre zielstrebigter Arbeit für Beckett, die er oft als Rückkehr zu den Anfängen und Voraussetzungen des Schreibens erlebt. In seinen Briefen spricht er mit einer nie zuvor